

BARBARA GOWDY | Hilfos

Zum Buch

Celia Fox hat es nicht leicht: Mit diversen Jobs verdient sie als Alleinerziehende den Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter Rachel. Das neunjährige Mädchen ist Celias ganzes Glück und entschädigt sie für alle Mühen. Rachel scheint im Vergleich zu ihrer Mutter alles zuzufliegen, sie ist ein intelligentes und zudem bildhübsches Mädchen. Ihre Schönheit beginnt auch schon die ersten Blicke auf sich zu ziehen, so erhält sie ein Angebot von einer Kinder-Modelagentur. Und noch jemand interessiert sich offenbar für sie: ein fremder Mann in einem weißen Lieferwagen, den Rachel bereits vor ihrer Schule und nun auch vor ihrem Haus gesehen hat. Um ihre ohnehin überbesorgte Mutter nicht noch mehr zu beunruhigen, behält Rachel ihre Beobachtungen lieber für sich. Als das Kind wenig später spurlos verschwindet, stehen Celia die schlimmsten Stunden ihres Lebens bevor ...

»Die mit großer Spannung und Empathie erzählte Geschichte einer Entführung, literarisch so gekonnt, dass die Koinzidenz mit dem wirklichen Leben wie eine gespenstische Nacherfindung erscheint.« *Elke Heidenreich*

»Ein Buch, das wie kein zweites den großen Widerspruch unserer Gegenwart einfängt.« *Brigitte*

Zur Autorin

Barbara Gowdy, geboren 1950 im kanadischen Ontario, studierte Theaterwissenschaften und Musik. Sie war Verlagslektorin und arbeitet heute als freie Autorin für Zeitungen und Fernsehen. Mit ihrem Bestsellerroman »Der weiße Knochen« gelang ihr international der Durchbruch. Barbara Gowdy lebt in Toronto.

BARBARA GOWDY

Hilflos

Roman

Aus dem Englischen von Ulrike Becker

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Helpless*
bei Harper Collins, Toronto 2007

Wir danken folgenden Rechteinhabern für die freundliche Abdruckerlaubnis:

»Besame Mucho« lyrics by Consuelo Velazquez © 1941 by Promotora Hispano Americana de Música. Copyright renewed. International Copyright Secured. Used by Permission. All Rights Reserved. Administered by Peer International Corporation.

»My Immortal« words and music by Ben Moody, Amy Lee and David Hodges
© 2003 Zombies Ate My Publishing, Forthefallen Publishing and Dwight Frye Music, Inc. Lyrics reprinted by permission of Alfred Publishing Co., Inc. All rights reserved

»Yellow Bird« words by Alan and Marilyn Bergman. Music by Norman Luboff
© 1957 (Renewed) Threesome Music and Walton Music Corp. All rights on behalf of Threesome Music administered by WB Music Corp. All rights reserved. Used by Permission.

© 1957 (Renewed) Threesome Music and Walton Music Corp. All rights on behalf of Threesome Music administered by WB Music Corp. All rights reserved. Used by Permission.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 07/2008

Copyright © der deutschen Ausgabe

Verlag Antje Kunstmann GmbH, München 2007

Copyright © der Originalausgabe | Barbara Gowdy 2007

Copyright © dieser Ausgabe 2008 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

München – Zürich, Teresa Mutzenbach, unter Verwendung

eines Fotos von © Elaine Duigenau/Photonica/Getty Images

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2008

ISBN 978-3-453-35237-7

www.diana-verlag.de

1

An einem drückend heißen Nachmittag Anfang Juni steht Celia Fox am Balkongeländer und raucht die vorletzte Zigarette, die sie sich vor der Arbeit gestattet.

Die Wohnung ist klein und stickig (einer der Nachteile, wenn man im zweiten Stock eines viktorianischen Hauses wohnt), aber immerhin haben Celia und Rachel diesen riesigen Balkon, beschirmt von einer Rosskastanie, deren handschuhförmige Blätter schon jetzt so groß sind, dass der Baum den ganzen Vorgarten beschattet. Vom Balkongeländer aus überblickt man sowohl die Straße vorne als auch die kleine Straße, die hinter den Läden in der Parliament Street verläuft. In der kleinen Straße ist meistens etwas los; im Augenblick allerdings hält sich wegen der Hitze kaum jemand draußen auf, nur ein Mann ohne Beine, der hinter den Müllcontainern von Shoppers Drogeriemarkt in seinem Rollstuhl vor sich hin döst, und der steif wirkende Mann mit den Hunden, der alle Leinen in einer Faust hält, wie ein Kutscher. Der Lieferwagen eines Reparaturdienstes für Hausgeräte fährt vorbei, und Celia fragt sich, ob Reparaturwerkstätten wohl gebrauchte Klimaanlage verkaufen. Allerdings könnte sie sich auch eine gebrauchte kaum leisten. Egal, jetzt muss sie erst mal das Bewerbungsformular für die Fotomodell-

ausbildung zu Ende ausfüllen, wenn sie den Abgabetermin einhalten will.

Will sie ihn denn einhalten? Sie ist noch unentschlossen. Neun kommt ihr ein bisschen jung vor, um Geld mit seinem Aussehen zu verdienen. Obwohl, wenn man dem Typen von der Modelagentur glauben darf, dann ist neun schon an der Verfallsgrenze. Als sie ihm sagte, wie alt Rachel ist, meinte er, er hätte sie auf siebeneinhalb geschätzt, höchstens acht. »Macht aber nichts«, sagte er und musterte Rachel wie einen Gebrauchtwagen, »sie geht noch durch.«

Da bereute Celia bereits, dass sie seine Einladung zum Eistee ins *Café Java Ville* angenommen hatte, aber er war ihnen auf der Parliament Street hartnäckig gefolgt und hatte im ersten Moment einen so sympathischen, jungenhaften Eindruck gemacht.

»Kleine Mädchen sind zurzeit äußerst gefragt«, erklärte er ihr. »Für manche Hochglanzanzeigen erhalten sie bis zu tausend Dollar, plus Extras.«

Rachel blickte abrupt von ihrem Buch auf. »Tausend Dollar?«

»Ganz recht.«

»Ich könnte *tausend Dollar* verdienen?«

»Sobald wir dein Gesicht publik machen.« Er versicherte Celia, dass die Modelschule bei Mädchen mit Rachels Potenzial auf die Gebühren verzichtete.

»Was bedeutet Potenzial?«, wollte Rachel wissen.

»Schönheit«, antwortete er. »Dir ist doch klar, dass du wunderschön bist, oder?«

Rachel zuckte die Achseln.

»Glaub mir, das bist du.« Er ließ den Blick zwischen ihr und Celia hin und her schweifen und fragte sich eindeutig das, was sich jeder fragte, der den beiden zum ersten Mal begegnete.

Da nahm Celia die Broschüre und das Anmeldeformular vom Tisch. »Wir müssen uns erst alles durchlesen«, sagte sie. Sie hatte nicht vor, seine Neugier zu befriedigen, aber sie war auch nicht gekränkt. Fragte sie sich nicht selbst andauernd, wie es sein konnte, dass sie tatsächlich die leibliche Mutter ihrer Tochter war? Sie schob ihren Stuhl zurück und erkannte dann an Rachels geneigtem Kopf, dass der Mann doch noch ins Bild gesetzt werden würde.

Und schon kam es: »Manche Leute wollen wissen, ob ich adoptiert bin. Bin ich aber nicht.«

»Alles klar«, sagte der Typ.

»Mein Vater ist ein Schwarzer. Sieht man vermutlich.«

»Hatte ich mir gedacht, ja.«

Mit einer ganz neuen Nuance von Stolz oder Aufsässigkeit in der Stimme, so als sei ihr eben erst klar geworden, dass diese Information *nicht* unbedingt vorhersehbar war, sagte Rachel: »Er ist Architekt und lebt in New York. Er heißt Robert Smith.«

»Cool«, sagte der Typ. »Architekt in New York.«

Oder Tierarzt in Hoboken. Celia hat nicht die leiseste Ahnung. Sie ist noch nicht mal sicher, dass er wirklich Smith heißt.

Sie geht rein und liest eine deprimierende Geschichte

in »Harper's Bazaar«, über einen Ehemann, der den grotesken Nervenzusammenbruch seiner Frau miterlebt. Dann schubst sie die Katze vom Klavier, übt ungefähr eine halbe Stunde lang »Besame Mucho« und nimmt sich dann seufzend noch einmal das Bewerbungsformular der Modellschule vor. Sie ist noch nicht über die erste Seite hinausgekommen (»Würden Sie sagen, dass Ihr Kind überempfindlich auf Kritik reagiert?«, »Hat Ihr Kind Angst vor Hunden?«), als Rachel nach Hause kommt und ihr zuruft, Leonard wolle auch Fotomodell werden. Für kostenlose Klavierstunden begleitet er Rachel in die Schule und auch wieder nach Hause. Er ist zwölf, benimmt sich aber wie vierzig, ein fürchterlich hochmütiger Junge, der regelmäßig sein Taschengeld an ein Waisenhaus in Shanghai schickt.

»Das geborene Model ist er nicht gerade«, sagt Celia taktvoll.

»Weiß ich«, sagt Rachel. »Er braucht eine Zahnspange. Das habe ich ihm aber nicht gesagt.« Sie kommt zu Celia und reibt mit der flachen Hand über deren nackte, schwitzige Schultern. »He!« Sie hat das Formular entdeckt. »Was macht das denn noch hier?« Schnell nimmt sie es hoch.

»Mir sind Zweifel gekommen«, gibt Celia zu. »Möchtest du ein Glas Limonade?«

»Jetzt nicht«, sagt Rachel kühl.

Celia greift nach ihren Zigaretten. »Komm, gehen wir raus.«

»Du tust so, als wäre es dir ganz egal, dass wir arm

sind«, sagt Rachel, während sie Celia auf den Balkon folgt. Sie lässt sich auf das Sofa fallen und fängt an, aus einem Loch im Polster den Schaumstoff herauszuklauben.

Celia hat sich ans Geländer gestellt. »Hör auf damit ...« Sie macht eine Kopfbewegung zum Polster. »Wir sind nicht arm.«

»Was auch immer.«

»Wir leben genügsam.« Celia zündet ihre Zigarette an. »Willst du denn wirklich Fotomodell werden? Mal abgesehen vom Geld? Willst du deine Freizeit nach der Schule und am Wochenende damit verbringen, von einem Probeshooting zum nächsten zu hetzen und stundenlang unter heißen Scheinwerfern zu sitzen, anstatt zu spielen?«

»Der Typ hat von tausend Dollar gesprochen.«

»Es ist nicht deine Aufgabe, dich um Geld zu kümmern.«

»Wenn du dich zu Tode geraucht hast, muss ich es doch.«

»Ich rauch ja schon weniger.«

»Lügnerin.« Rachel springt auf, geht zu Celia und legt die Hände auf ihren Arm. »Lügnerin, Lügnerin!«, ruft sie theatralisch. »Du rauchst sogar mehr als Mika.«

Mika, ihr Vermieter und engster Freund. »Der ist bloß Geselligkeitsraucher«, sagt Celia. »Der zählt nicht.«

Rachel lässt Celia los und fängt an, sich auf der Terrasse zu drehen.

»Und«, sagt Celia, »kann ich das Formular zerreißen?«

»*Du* hast es doch mitgenommen.« Sie wirft sich gegen das Geländer und sackt dort zusammen.

»Gut. Dann ist das ja geklärt.«

Rachel richtet sich auf. Etwas in der kleinen Straße hat ihre Aufmerksamkeit erregt.

»Was ist denn?«, fragt Celia und schaut ebenfalls hinüber. Der Mann im Rollstuhl ist weg. Auf der anderen Straßenseite picken zwei Tauben an einer weggeworfenen Eiswaffel. »Was ist denn da?«

»Du hast nicht genug an.«

»Das kann von dort keiner sehen.«

Rachel nimmt Felix, den Kater, auf den Arm, der gerade auf den Balkon gekommen ist. »Ich glaube, heute Abend gehe ich mit dir mit«, sagt sie.

2

Celia hat zwei Jobs. Montags bis donnerstags arbeitet sie von zehn bis sechs bei Tom's Video, einem kleinen, unabhängigen Laden, der einem angenehm entspannten Exboxer namens Jerry gehört. (Tom war der Hund; er ist schon seit zehn Jahren tot.) Das ist manchmal langweilig, aber der Laden liegt in der Nähe ihrer Wohnung, und Jerry macht es nichts aus, dass sie ab und zu ihre Arbeitszeiten ändert, wenn Rachel krank ist oder einen schulfreien Tag hat.

Bis September letzten Jahres hat sie auch freitags dort gearbeitet, aber dann bekam sie auf Empfehlung eines Kunden ein Engagement als Pianistin im Casa Hernandez Motel auf dem Lakeshore Boulevard, wo sie am Freitag- und Samstagabend von halb sechs bis halb zehn Jazz und Blues spielt. Danach wird sie von Bernie Silver abgelöst, der dort schon seit den frühen Siebzigern spielt.

Noch nie zuvor hat sie fürs Klavierspielen Geld bekommen, nicht mal Trinkgeld. Sie war immer diejenige, die Weihnachtslieder spielte oder auf Partys betrunkene Hobbysänger begleitete. Die Leute sagten ihr oft, wenn sie je eine Platte machen würde, würden sie sich die sofort kaufen, daher gab Celia nach zwei mühevollen Studienjahren an der York University ihr erklärtes, wenn

auch nie mit großer Leidenschaft verfolgtes Berufsziel Soziologin auf und beschloss, sich stattdessen auf die Musik zu konzentrieren. Aber sie hatte noch nicht mal einen Übungsplan ausgearbeitet, als sie feststellte, dass sie schwanger war. Sie war erst einundzwanzig. Sie arbeitete halbtags bei ValuMart an der Kasse und wohnte mit ihrer Mutter, deren Knieprobleme so schlimm geworden waren, dass sie ihre Arbeit als Unterwäscheverkäuferin bei Eaton's nur noch in Teilzeit ausüben konnte, in einer winzigen Dreizimmerwohnung. Noch schlimmer war, dass ihre Mutter es hatte kommen sehen. Jedes Mal, wenn Celia von einem Abend mit Freunden spät nach Hause kam, hatte ihre Mutter ihr eine Predigt über Verhütung und Enthaltbarkeit gehalten, denn es war kein Zuckerschlecken, alleine ein Kind großzuziehen, davon konnte sie ein Lied singen. Einmal, als Celia einfach nur auf dem Sofa lag und eine Zigarette rauchte, sagte sie: »Du hast meine Sexgier geerbt.« Natürlich kam es nicht in Frage, ihr die Genugtuung zu gönnen, dass sie recht behalten hatte, aber das stand nicht mal ganz oben auf Celias Liste von Gründen, die für eine Abtreibung sprachen. Dennoch schwankte sie, machte heimlich Termine in einer Klinik in Parkdale aus und sagte sie wieder ab. Dann träumte sie eines freitags nachts gegen Ende des dritten Monats, sie habe ein unmenschlich aussehendes, haariges Wesen geboren, und das gab den Ausschlag: Sie vereinbarte einen Termin für den darauffolgenden Dienstag. »Diesmal«, versprach sie der Schwester, »werde ich kommen.« Und sie wäre auch hingegangen, da ist

sie sich ganz sicher, nur leider erlitt ihre Mutter am Sonntagabend, als sie gerade gemeinsam den Abwasch machten, einen schweren Schlaganfall.

Celia hat diesen Schlaganfall nie wirklich als Strafe für ihre tödliche Entscheidung drei Tage zuvor betrachtet. Es fühlte sich nur so an. Ihre Mutter lebte noch sechseinhalb Monate. Dreimal täglich ging Celia ins Krankenhaus und fütterte sie. Mit dem Ausdruck kindlichen Erstaunens beobachtete ihre Mutter, wie sie das Essen zerteilte und ihr die Gabel an den Mund führte. Sie konnte den Mund öffnen und kauen, aber das war auch alles. Sie trug Windeln, die Celia mit den Worten »das ist gut für mich, Mutter, ich lerne hier etwas, was ich bald gut gebrauchen kann« wechselte. Ihre Mutter schaute ihr interessiert zu, sabberte und zuckte ab und zu zusammen, wenn Celias Tränen auf ihre nackte Haut fielen.

Der Tod kam am Tag vor der Geburt, und das bedeutete, die Beerdigung musste verschoben werden, bis Celia wieder auf den Beinen war. Es gab nicht viele Trauergäste. Abgesehen von einem älteren Bruder, der in Australien lebte und ein Telegramm schickte, hatte Celias Mutter keine lebenden Verwandten gehabt. Celias Vater zählte nicht. Er war weggegangen, als Celia acht war; er hatte sich mit einer Frau namens Hazel Beals nach Florida abgesetzt. Fast drei Jahre lang rief er jeden Sonntagabend an, und zu Weihnachten und an den Geburtstagen trafen sowohl für sie als auch für ihre Mutter Geschenke ein, gute Geschenke: Kaschmirschals, Jadearmbänder, ein weißer Ledergürtel – zweifellos alle von Hazel Beals aus-

gesucht, aber damit konnte ihre Mutter leben. »Immerhin ist es *sein* Geld«, meinte sie. Doch dann verlor er seinen Job als Vertreter für Malerbedarf und verschwand so vollständig aus ihrem Leben, dass Celia, obwohl sie wusste, dass er jetzt in Fort Lauderdale wohnte und ihre Mutter immer geglaubt hatte, er würde eines Tages auf Knien zu ihr zurückgekrochen kommen, richtiggehend Angst davor hatte, mit ihm zu sprechen, und sich auch ihrer Mutter zuliebe nicht dazu durchringen konnte, seine Telefonnummer herauszufinden und ihm eine Nachricht zu überbringen, die er vermutlich begrüßen würde. Wie auch immer, die kleine Kapelle war nur halb gefüllt: dreißig Leute, von denen einige Celia mit dem Hinweis zu trösten versuchten, angesichts des Zeitpunkts sei das Baby vielleicht von ihrer Mutter beseelt. Celia entgegnete, das glaube sie nicht. Sie gab nicht zu, dass der Gedanke, ihre Mutter und ihr Baby könnten sich im Äther getroffen haben, sie tatsächlich beschäftigt hatte, und zwar zum ersten Mal, als die Wehen einsetzten, und dann noch einmal – allerdings nur ein paar Sekunden lang –, als sie die blauen Augen sah.

* * *

Ihr Auto ist ein zwölf Jahre alter zweitüriger Toyota Tercel ohne CD-Spieler, mit zerschlissenen Plastiksitzen und einer Beifahrertür, die nicht mehr aufgeht. Um ein- oder auszusteigen muss Rachel über den Schaltknüppel und den Fahrersitz klettern. Immerhin hat der Wagen eine Klimaanlage. Mika, der sich eine Klimaanlage leisten

könnte, sagt, Happy und Osmo mögen lieber Frischluft, was nichts anderes bedeutet, als dass er selber lieber Frischluft mag. Seit ihre Mutter ihr erklärt hat, Mika lasse manchmal die Hunde für sich sprechen, um selbst aus dem Schneider zu sein, fällt Rachel dieser Trick tatsächlich auf. Gestern, als ihre Mutter mit kurzen, abstehenden Haaren vom Friseur wiederkam und sie Mika fragte, wie er die Frisur fand, schaute er die Hunde an, ehe er sagte: »Sehr schick«, und dadurch war es natürlich deren Urteil, nicht seins, wie ihre Mutter später bemerkte. »Er findet meine Haare scheußlich«, sagte sie lachend.

Rachel findet sie nicht unbedingt scheußlich, aber irgendwie wirkt der Kopf ihrer Mutter jetzt seltsam klein, und man sieht mehr von der Kopfhaut. Kriegt sie etwa eine Glatze? Rachel beugt sich über die Armlehne, um genauer hinzusehen.

»Was ist?«, fragt ihre Mutter.

»Deine Ohrringe«, lügt Rachel. Ihre Ohrringe haben die Form winziger Klaviere. »Die sind supersüß.«

Ihre Mutter lächelt ihr nervös zu. Das Autofahren macht sie nervös. Alles macht sie nervös, deshalb hat Rachel ihr auch nichts von dem dicken Mann mit der Baseballmütze erzählt. Sie fragt sich, wieso er zu ihrem Balkon hochgeschaut hat ... oder vielleicht hat er auch das ganze Haus betrachtet – es ist eins von den ganz alten Cabbagetown-Häusern, mit Geschichtstafel. Aber wieso hat er sich dann hinter den Müllcontainern versteckt, als ihre Mutter sich umdrehte? Na ja, vielleicht wollte er sich einfach nicht beim Raufschauen erwischen lassen. Wenn

ihre Mutter ihn gesehen hätte, hätte sie die Polizei gerufen. George, der Koch vom Motel, sagt immer, ihre Mutter braucht einen Freund, dann wäre sie beruhigter. Ist ihre Mutter schön? Rachel findet, ja, aber von anderen hat sie es noch nie gehört. Ihr gefiederter kleiner Kopf macht Rachel traurig. »Würdest du mit Mika ausgehen?«, fragt sie. »Ich meine, wenn er nicht schwul wäre?«

Ihre Mutter schaltet in den nächsten Gang. »Darüber habe ich noch nie nachgedacht.«

»Du liebst ihn doch, oder?«

»Natürlich. Nur nicht auf die Art.«

»Aber ich liebe ihn auf die Art.«

Ihre Mutter wirft ihr einen Blick zu. »Ach ja?«

»Wenn ich zwanzig wäre oder so, und er würde mich fragen, ob ich ihn heiraten will, dann würde ich vermutlich Ja sagen.«

Ihre Mutter schaut sie erneut an. »Wirklich?«

»Dann bräuchten wir keine Miete mehr zu zahlen.«

»Wir zahlen auch so sehr wenig, glaub mir.«

»Aber dann könnten wir alle zusammen im ganzen Haus wohnen. Du und ich und Felix und Mika und Happy und Osmo.«

»Ah, verstehe. Es geht um die Tiere.«

Leicht beleidigt schaut Rachel aus dem Seitenfenster. Mika unterrichtet Naturwissenschaften an einer privaten Jungenschule und kommt freitags immer um fünf nach Hause. Deshalb geht sie manchmal nach unten zu ihm, anstatt mit ins Motel, und dann essen sie zusammen Abendbrot. Danach hört er gerne zu, wie sie Klavier

übt, und später schauen sie sich auf seinem Flachbildfernseher *Die Simpsons* an. Mika lacht immer an Stellen, die sie überhaupt nicht komisch findet. Sie glaubt, es liegt daran, dass er aus Finnland stammt.

Gestern, als sie dachte, sie würde bald tausend Dollar verdienen, hat sie ihm gesagt, sie wolle heute Abend zu Hause bleiben. Jetzt hat sie das Gefühl, sie sollte lieber mit ins Motel gehen und ihrer Mutter zu mehr Trinkgeld verhelfen. Kinder dürfen eigentlich nicht in den Starlight Room, aber niemand hat etwas dagegen, wenn Rachel vom Flur aus hineinschaut und ein- oder zweimal am Abend einen Song mitsingt. Manchmal ist ein polnischer Mann namens Tom da, der allen auf den Rücken klopft und dabei »Na, mein Freund, wie geht's, wie steht's?« ruft, und der hat einmal, nachdem sie und ihre Mutter zusammen »Unforgettable« gesungen hatten, einen Fünfzig-Dollar-Schein in das Trinkgeldgefäß gestopft. Ihre Mutter hat sich gefreut, aber egal, wie viel sie einnehmen, immer sagt sie hinterher, sie sei eine schlechte Mutter, weil sie ihre Tochter in eine Bar mitgeschleppte. »Ich gehe doch gar nicht in die Bar«, erinnert Rachel sie. Die meiste Zeit spielt sie Videospiele oder guckt im Büro des Motels Fernsehen, oder sie sitzt bei George in der Küche und malt Bilder, während er ihr erzählt, wie es war, in einem griechischen Dorf aufzuwachsen und so arm und hungrig zu sein, dass er einmal sogar den rohen Knoblauch gegessen hat, den seine Mutter als Schutz gegen den bösen Blick in seine Unterhose eingenäht hatte.

Zusätzlich zu ihrem Honorar bekommt ihre Mutter das Abendessen umsonst, ein Gericht ihrer Wahl von der Speisekarte, die George seit 1973 nicht geändert hat. Sie essen in der Küche, wenn sie Pause macht. Heute Abend essen sie beide französische Zwiebelsuppe und Champignonquiche, während George am Küchentresen steht und von einem großen Stück Fleisch Scheiben herunter-schneidet. »Igitt«, sagt Rachel. Sie ist Vegetarierin.

»Hört euch das an«, sagt George. »Das kleine Mädchen, das nicht weiß, was Hunger ist.«

Nachdem ihre Mutter ihren Kaffee ausgetrunken hat und wieder nach oben in die Bar gegangen ist, holt Rachel Block und Filzstifte aus ihrem Rucksack und malt George als kleinen Jungen in Griechenland. Sie malt ihm einen Wunschbrunnen und ein Steinhaus mit roten Vorhängen. Als sie ihm das Bild zeigt, sagt er: »Wir hatten keine Vorhänge.«

»Nicht mal Lumpen?«, fragt sie.

»Die Lumpen trugen wir am Leib.«

Ihre Mutter spielt gerade »You Are the Sunshine of my Life«. Es dringt in Fetzen zu ihnen, immer wenn die Bartür aufgeht. George singt wie immer, wenn er diesen Song hört, mit: »You are the apple in my eye.«

»Of my eye«, sagt Rachel. »You are the apple of my eye.« Wie oft muss sie ihm das noch sagen? Er hat eine furchtbare Stimme. »Okay«, sagt sie, »ich geh dann mal nach oben.«

Von der Tür aus kann sie nicht alle Gäste sehen, aber sie zählt elf, acht davon Männer, und einer ein Schwarzer,

der allein am Tisch sitzt. In dem Gefäß ist noch kein Geld, nur die fünf Dollar, die ihre Mutter immer hineinsteckt, um den Ball ins Rollen zu bringen.

Am Ende des Songs klatschen nur die Kellnerin und der Schwarze, und ihre Mutter geht direkt über zu »Besame Mucho«.

»Rachel, Schatz, willst du mir ein bisschen aushelfen?«, fragt sie und dreht das Mikrofon in Richtung Tür.

Alle wenden den Kopf. Rachel lässt ihre Mutter anfangen und setzt dann bei »Each time I cling to your kiss« ein. Im Raum ist es ganz still geworden. Eine alte Dame mit fransigem, pink gefärbtem Haar, das wie Zuckerwatte aussieht, dirigiert mit einem Cocktailstab, aber als der Song zu Ende ist und ihre Mutter sich das Mikrofon vor den Mund hält und sagt: »Ladies and Gentlemen, meine Tochter Rachel«, geht die Dame mit tänzelnden Schritten zurück an die Bar.

Rachel lächelt die anderen Gäste an, die allesamt klatschen, und eine Frau steht auf und steckt einen blauen Schein in das Gefäß. Fünf Dollar. Der Schwarze steht auf, steckt einen Zehner hinein und geht dann zu Rachel.

»Ich wollte dir nur sagen, dass du eine wunderschöne Stimme hast«, sagt er. Seine eigene Stimme ist tief und klingt wichtig.

»Danke«, sagt sie.

»Ich würde dir gerne die Hand schütteln«, sagt er, »wenn du erlaubst.«

Sie geben sich die Hände. Ihre Hand wirkt in seiner beinahe weiß. Sie fühlt sich plötzlich zerbrechlich, als wä-

re sie aus dünnen Glas. »Sie kommen nicht zufällig aus New York City, oder?«, fragt sie.

»Ich fürchte, nein. Wieso fragst du?«

»Nur so.« Sie schaut zu ihrer Mutter, die »Sophisticated Lady« angestimmt hat und dabei sie und den Mann beobachtet.

»Rachel muss jetzt leider gehen«, sagt ihre Mutter. »Vielleicht kommt sie später noch einmal rauf, bevor wir beide uns um neun Uhr verabschieden müssen.«

»Danke für den Song«, sagt der Mann. »Mach's gut.«
Er setzt sich wieder an seinen Tisch.

Rachel reibt sich die Hand an ihrem Rock. Die Hand, die er geschüttelt hat. Eines Tages wird sie einer schwarzen Person begegnen, die tatsächlich aus New York kommt und ihren Vater kennt. Sie hat keine Ahnung, warum, aber sie ist überzeugt davon, dass das passieren wird.

3

Ron ist so erregt, als er das Casa Hernandez Motel verlässt, dass er sich nicht daran erinnert, dass er den Lieferwagen ein Stückchen weiter auf dem Gelände einer geschlossenen Tankstelle geparkt hat. Er schaut sich auf dem Parkplatz des Motels um, dann auf dem des angrenzenden Motels. Der Wagen muss abgeschleppt worden sein, denkt er. Oder gestohlen. »Na toll«, murmelt er vor sich hin. Er geht los in Richtung Kreuzung, weil er dort vermutlich schneller ein Taxi bekommt. Die Sonne steht tief, aber vom Pflaster steigt noch die Hitze des Tages auf, und im Handumdrehen tropft ihm der Schweiß von der Stirn. Ihm kommt der Gedanke, dass Rachel davon hören würde, wenn er jetzt einen Herzschlag bekäme und tot umfiele. *Ein Mann ist gestern gestorben, gleich draußen vor der Tür.*

Auf halbem Weg zur Kreuzung fällt ihm die Tankstelle ein, und er muss die ganze Strecke zurückgehen. Im Wagen ist es erstickend heiß; er hätte die Fenster einen Spalt offen lassen sollen. Ron lässt den Motor an und schaltet die Klimaanlage ein. Wie viel hat er getrunken? Er weiß es nicht genau. Zwei vielleicht. Zwei Doppelte. Er wühlt im Handschuhfach nach dem Flachmann, den er neuerdings immer dort deponiert. Früher dachte er, nach

zwei Drinks könne jeder direkt in seine Seele blicken. Eine Kellnerin, die fragte: »Möchten Sie zahlen?«, meinte in Wirklichkeit: »Verswinde, du Perverser.« Bei der Beerdigung seines Vaters sagte eine Frau zu ihm, er sei schon immer anders gewesen als die anderen, und in der Sekunde, ehe sie hinzufügte, »Hast deiner Mutter die Toaster zerlegt und solche Sachen«, schien ihr schiefes Lächeln Abscheu auszudrücken.

Diese Art von Paranoia ist jedoch nicht das, was ihm jetzt zu schaffen macht. Obwohl sie immer noch besser wäre als diese quälende Anspannung. Er traute seinen Augen nicht, als Rachel in der Tür erschien und zu singen anfang, und was sie bot, war keineswegs der Auftritt eines unschuldigen kleinen Mädchens, nicht bei dem Lächeln und dem Hüftschwung. Was für eine Mutter musste das sein, die ihre Tochter zu solchem Benehmen ermutigte. Ist das nicht schon Kindesmissbrauch, ein Mädchen in Rachels Alter zu zwingen, in einer Bar zu singen? Als Rachel ging, zahlte er eilig und folgte ihr. Er dachte nicht weiter als bis zu der Überlegung, dass sie vermutlich in die Küche zurückging, wo er sie zuvor durch die offene Tür erspäht hatte. Und richtig, dort war sie; sie hüpfte auf einem Bein vor dem Koch hin und her, der ein Hackmesser in ihre Richtung schwenkte. Ein seltsamer Anblick, und Ron ist sich darüber im Klaren, dass er die Szene nach ein paar Drinks mehr wahrscheinlich falsch verstanden hätte und hineingestürmt wäre. Stattdessen ging er weiter, aus dem Motel hinaus, nach draußen. Ihr geht's gut, sagte er sich. Aber er war nicht überzeugt. Da waren

immer noch die Typen in der Bar, der Schwarze, der so getan hatte, als wolle er ihr die Hand schütteln, nur um sie anzufassen.

Der Flachmann, fällt ihm ein, steht zu Hause auf dem Küchentisch. Er überlegt kurz, ob er noch einmal ins Motel gehen und sich im Restaurant einen Drink bestellen soll. Aber das Restaurant ist fast leer, er würde nur die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Er fragt sich, ob die Mutter ihn wohl vor ihrem Haus bemerkt hat. Obgleich sie ihm nicht gerade wachsam vorkam, im Gegenteil. Aber das hieß natürlich nicht, dass sie völlig bescheuert war. Er war vorsichtig gewesen, als er ihr folgte, immer darauf bedacht, eine Wagenlänge Abstand zu halten, und in der Motelbar hatte er sich in eine Ecke gesetzt, hinter einen Stapel Stühle. Trotzdem, es wäre zu gewagt, sich noch einmal zu zeigen. Er sollte lieber nach Hause fahren.

Nein, noch nicht. Rachel mit diesen Männern in der Bar zurückzulassen ist vollkommen wider seine Natur.

* * *

Zum ersten Mal hat er sie Dienstag vor einer Woche gesehen. Er war gerade auf dem Rückweg von Tindle's Elektroshop, als er sich entschloss, einen Abstecher zur Spruce Court Public School zu machen. Er kennt alle Grundschulen im Umkreis von fünfzehn Fahrminuten von seinem Laden, und etwa einmal in der Woche, wenn er so gegen halb vier am Nachmittag zufällig unterwegs ist, besucht er eine davon. Manchmal fährt er nur im



Barbara Gowdy

Hilflos
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35237-7

Diana

Erscheinungstermin: Juni 2008

Die neunjährige Rachel, ein auffallend schönes und aufgewecktes Mädchen, weiß, dass ihre Mutter in ständiger Sorge um sie ist. Und so erzählt sie nichts von dem Mann, der in einem weißen Lieferwagen vor ihrem Haus parkt, der gleiche, den sie schon vor ihrer Schule bemerkt hat. Was nun folgt, ist die atemberaubende, mit großer Spannung erzählte Geschichte einer dramatischen Entführung. Und doch ist es ein Roman über die Liebe, über ein Kind, das mutig und voller Kraft die Welt der Erwachsenen durchschaut.

Für alle Leserinnen von Siri Hustvedt und Doris Lessing